

# Gedächtnisspeicher gesellschaftlicher Erfahrung? Zur politischen Dimension von Frauen- und Geschlechterforschung

*Susanne Maurer*

Im Sommersemester des Jahres 2004 wurde an der Universität Tübingen ein nicht nur für die Bildungsgeschichte denkwürdiges Jubiläum gefeiert: „100 Jahre Frauenstudium“. Wie schon an anderen Hochschulen zuvor sollte das Faktum des in mühevoller Arbeit und langjährigen Auseinandersetzungen von Frauen erkämpften Zugangs zur Hochschule gewürdigt werden, hier nun mit einer Ausstellung in der Universitätsbibliothek, mit einer Ringvorlesung im Studium Generale als klassisch-akademischer Form, mit vielen dezentralen Veranstaltungen in Fächern und Fachbereichen sowie etlichen Gesprächsrunden „zwischen den Generationen“. In einer solchen Gesprächsrunde am Institut für Erziehungswissenschaft wurden auch die letzten 25 Jahre einer feministisch inspirierten pädagogischen Lehre und Forschung bilanziert – mit einem erstaunlichen Ergebnis und Effekt: Die ehemaligen Lehrenden und Studierenden auf dem Podium, Zeitzeuginnen einer durchaus wechselvollen ‚Ära‘ der Entwicklung von Frauen- und Geschlechter- bis hin zur Männlichkeitsforschung, sahen sich einem Publikum gegenüber, das – staunend bis irritiert – die Berichte und Gespräche verfolgte, und am Ende nur feststellen konnte, dass von all dem in der Gegenwart des Instituts und Studienalltags der meisten Studierenden nichts mehr zu spüren sei – daran ändert auch nichts, dass in der hauseigenen Bibliothek die Werke zum Themenkomplex im Laufe der Jahre viele Regale füllten.<sup>1</sup>

Auf was verweist diese Geschichte? Sie verweist meines Erachtens darauf, dass die Etablierung von Frauen- und Geschlechterforschung in der Hochschule keine einfache Erfolgsgeschichte ist. Sie verweist auch darauf, dass es ein Problem der Rezeption gibt, das sich auf erreichte theoretische Diskussionsstände ebenso bezieht wie auf den Stand der inzwischen vielfältig und breit vorliegenden empirischen Forschung. Dieses Problem der Rezeption

---

1 Später bildete sich aus diesem Erlebnis heraus eine Initiative von Studierenden mit dem Interesse, sich über Vortragsreihen wieder neu anzueignen, was es mit der Frage nach der Kategorie Geschlecht historisch und aktuell auf sich haben könnte.

stellt sich nicht nur, aber auch im Generationenverhältnis. Die Geschichte verweist schließlich auf eine spezifische Qualität in der Entstehung und Entwicklung von Frauen- und Geschlechterforschung, die sich ihrer historisch-politischen Bedeutung im Kontext der Neuen Frauenbewegung verdankt und die ich mit so etwas wie „oppositioneller gesellschaftlicher Erfahrung“<sup>2</sup> in Zusammenhang bringen möchte.

Frauen- und Geschlechterforschung hat sich historisch als „Forschung und Theoriebildung in oppositioneller, gesellschaftskritischer Perspektive“ entwickelt, und hier soll nun danach gefragt werden, wie die Erfahrungen mit einer solchen Erkenntnispolitik produktiv weiter verarbeitet werden können(ten). Dies geschieht in drei Schritten: Zunächst wird, in einer Art systematisierendem Rückblick, die „Wissenschaftsfrage im Feminismus“ reflektiert (Abschnitt 1, „Dreiecks-Beziehungen ...“), sodann werden, in einer ganz bestimmten Facette, „Schwierige Tradierungen“ zum Thema gemacht (Abschnitt 2), um schließlich einen Denkvorschlag zu unterbreiten, der es erlaubt, die wie auch immer sich gestaltende Wirklichkeit der Frauen- und Geschlechterforschung als „Gedächtnisspeicher gesellschaftlicher Erfahrung“ aufzufassen (Abschnitt 3, „Abweichungsenergie erschöpft? ...“).

Der Beitrag argumentiert insgesamt für ein kritisch kultiviertes Bewusstsein von der (Gesellschafts-)Geschichte der Frauen- und Geschlechterforschung, die in spezifischer Weise auf Feminismus als transformative Politik bezogen ist. Werden die – inzwischen entfalteten – Denkmöglichkeiten zu „Geschlecht“ von der Erinnerung an die damit jeweils verbundenen Kämpfe um eine Neugestaltung gesellschaftlicher Geschlechterverhältnisse abgespalten, so die damit verbundene These, so werden sie u.U. zu leicht instrumentalisierbaren Leerformeln, die ihr kritisches Potential und ihre politische Brisanz verlieren. Vor diesem Hintergrund erscheint die kritische Überlieferung der gesellschaftlichen Erfahrungen mit spezifischen (erkenntnis-)politischen Kämpfen als zentrales Moment einer feministisch inspirierten Forschung und Theoriebildung – soweit sie sich nach wie vor als Instrument der Transformation versteht.

---

2 Der Begriff „gesellschaftliche Erfahrung“ wird hier als offenes Konzept genutzt, das sich – je nach Thematisierungskontext – konkretisieren und präzisieren lässt. Gemeint sind zum einen individuelle Erfahrungen, die sich mit kollektiven Erfahrungen verschränken bzw. in den Kontext „Kollektivität“ eingebettet sind; zum anderen Erfahrungen, die mit Gesellschaft, der eigenen „Vergesellschaftung“ gemacht werden; zum dritten das Erleben, Wahrnehmen, Deuten zeitgenössischer gesellschaftlicher Prozesse und Situationen; und schließlich zeitgenössische Erfahrungen, die im Medium von „Gesellschaftsgeschichte“ und „Gesellschaftstheorie“ thematisiert werden. In jedem Fall geht es also um Übergänge und Wechselbeziehungen zwischen Individualität und Kollektivität, was sich am Beispiel Sozialer Bewegungen deutlich zeigen lässt (vgl. etwa Maurer 1996).

## Dreiecks-Beziehungen: Frauenbewegung, Feminismus und Frauenforschung

Zunächst sollen einige Entwicklungslinien und Eckpunkte benannt werden, die das Kräftefeld „Frauenbewegung“ und „feministisch orientierte/inspirierte Wissenschaft“ in der Bundesrepublik Deutschland kennzeichnen. Damit sind nicht zuletzt die „Anliegen der Frauenbewegung“<sup>3</sup> angesprochen – Wünsche, Hoffnungen, Visionen in Bezug auf eine „geschlechtergerechte(re)“ Gesellschaft, damit konkret verbundene Bedürfnisse und Interessen, die historisch auch in die feministische Theoriebildung eingingen.

Der Begriff „Feminismus“ wird hier zunächst als Sammelbegriff verwendet, der den Komplex „Frauenbewegung“ ebenso umfasst wie den Komplex „feministisches Denken“. Sollen „Frauenbewegung“ und „Feminismus“ in ihrem Verhältnis zueinander bestimmt werden, so lässt sich erstere als soziale, politische und kulturelle Bewegung beschreiben, die mit dem feministischen Denken korrespondiert. Beide Komplexe hängen eng zusammen und werden deshalb manchmal auch synonym verwendet; die Grenzen zwischen ihnen sind durchlässig, und dennoch gehen sie nicht ineinander auf. Die Differenz lässt sich am ehesten so formulieren: „Bewegung“ kennzeichnet die Dimension der (auch leiblichen, auch energetischen) Erfahrung, die theoretische Perspektive „Feminismus“ strukturiert dabei das Feld der Wahrnehmung, das Interesse an und die Chance zur Erkenntnis.

Die Vielschichtigkeit des Komplexes Feminismus kann mit einer bestimmten Denkfigur konkreter gekennzeichnet werden, dem „Kräftefeld von Kritik-Norm-Utopie“. Demnach wäre Feminismus zum einen *Kritik* mit dekonstruktivem Potential (im Sinne der Kritischen Theorie, aber auch poststrukturalistischen Denkens<sup>4</sup>), zum anderen *Utopie*, mit (re)konstruktivem Potential und zum dritten *Ethik mit normativer Kraft*, die sich aus der Verbindung der beiden erstgenannten Dimensionen speist. Als Ethik oder normative Kraft erzeugt Feminismus Gebote und Verbote, d.h., auch „Moral“; als Utopie (er)schafft Feminismus Bilder – d.h. auch Dogmen über die „Wahrheit“, und als (Selbst-)Kritik ist Feminismus gleichzeitig in der Lage, Bilder und Dogmen (wieder) zu erschüttern. Erst auf dem Weg einer dogmenkritischen und selbstreflexiven Analyse „frauen-

3 Der Versuch gilt hier eher der systematischen Kennzeichnung, nicht der historischen Rekonstruktion, daher wird auch von „der Frauenbewegung“ und „dem Feminismus“ im Singular gesprochen.

4 Vgl. dazu ausführlich Maurer 1996, insbesondere S. 46-62.

bewegter (Erkenntnis-) Praxen“ kann die Dynamik der verschiedenen Dimensionen im Verhältnis zueinander sichtbar werden.<sup>5</sup>

„Feminismus“ wird dabei in mehrfacher Hinsicht zur „gesellschaftlichen Erfahrung“: indem feministisch inspirierte Lebensweisen und Lebensentwürfe (subjektiv, individuell) praktiziert werden und dabei eine gesellschaftliche Ausstrahlung entfalten; indem feministisch inspirierte Politiken, als bewegungsinterne wie -externe Praxis, in konkreten gesellschaftlichen und historischen Kontexten realisiert werden; indem Geschlechterverhältnisse analysiert und kritisch konzeptualisiert werden (Dimension der Theoriebildung).

Die *Frauenbewegung* wiederum hat sich als politische Bewegung herausgebildet, indem sie unwürdige Lebensverhältnisse und -bedingungen von Frauen öffentlich zum Skandal erklärte (Dimension der Kritik). Damit brach sie mit bestimmten gesellschaftlichen Tabus und setzte den bis dahin vorherrschenden Bildern von Weiblichkeit, von Frauen- und Mutterrolle provozierende andere Positionen entgegen (normative Dimension). Um die alten Bilder und Wirklichkeiten zu erschüttern, mussten zunächst radikal „andere“ Gegen-Entwürfe formuliert werden (Dimension der Utopie). Aber auch diese Gegen-Entwürfe blieben – notgedrungen – auf das bezogen, was bisher denkbar und lebbar war. Seit seinen Anfängen war (und ist) feministisches Denken daher von ganz bestimmten Spannungen oder Paradoxien durchzogen, die zum Beispiel darin bestehen, dass Frauen angesichts des tatsächlichen Ausmaßes sexistischer Gewalt zum einen als „Opfer“ von Männergewalt und Männerherrschaft erscheinen müssen, andererseits sich selbst aber auch als handelnde, schöpferische Menschen erfahren, die ihr Leben selbst gestalten.

Das Verhältnis von Feminismus und Wissenschaft wird im weiteren als Spannungsfeld mit drei Polen gekennzeichnet: „Feminismus als Bewegung“ ist darin zum einen bezogen auf Wissenschaft als Forschung und Theoriebildung sowie als Reflexion und analytische Durcharbeitung von Erfahrung, zum anderen auf Wissenschaft als spezifisches Gefüge von Disziplinen und Institutionen. Die „Wissenschaftsfrage im Feminismus“ bezieht sich also nicht nur auf die Institutionen und Disziplinen bzw. auf die theoretischen Systeme oder Horizonte. Es steht auch eine bestimmte Art des Umgangs mit „Wirklichkeit“ und Wirklichkeitserfahrungen zur Diskussion – ob nun innerhalb oder außerhalb der Universitäten.

Die Funktion und das Potential von Wissenschaft im Kontext einer gesellschaftskritischen Perspektive, im Interesse von „politischen Minderheiten“ ist bereits angeklungen: Forschung als Aufgreifen und Thematisieren

---

5 Eine solche Analyse habe ich in meiner Dissertation vorgenommen (vgl. Maurer 1996).

des bislang Vernachlässigten und Unberücksichtigten, und Theoriebildung mit „anderem Blick“ als Dekonstruktion des Herrschenden sowie als Reflexion und analytische Durcharbeitung von gesellschaftlicher Erfahrung. Damit dieses Potential sich in gesellschaftskritischer Perspektive aber auch längerfristig realisieren kann, müssen offenbar bewusst und systematisch immer wieder von neuem Bedingungen aufgesucht und geschaffen werden, die eine produktive Auseinandersetzung zwischen Wissenschaft und anderen Praxen ermöglichen.

Ein kritischer Einwand gegenüber „wissenschaftlichen“ Betrachtungsweisen in der Perspektive politischer Praxis spricht immer wieder gar die reflexive Bewegung als solche an, die dann als Distanzierung von den anstehenden Aufgaben der Praxis, als Rückzug aus politischem Handeln wahrgenommen und interpretiert wird. Mit diesem Einwand wird eine durchaus problematische Erfahrung zum Ausdruck gebracht: dass wissenschaftliches Denken auf dem Weg der Analyse und Dekonstruktion einen Prozess der Differenzierung in Gang setzen kann, der auch die bisherigen Grundlagen des eigenen Selbstverständnisses radikal hinterfragt. So geschehen beispielsweise mit der Dekonstruktion der Kategorie „Frau“, die politisch erst einmal ‚bewältigt‘ werden muss(te).

Analytische Schärfe und Kraft, Differenzierung, Wahrnehmung und Herausarbeitung von Komplexität sowie Dekonstruktion von bisherigen Denkvoraussetzungen in befreiender Absicht tragen eben nicht automatisch zur Entwicklung – oder gar Erweiterung – von politischer und persönlicher Handlungsfähigkeit bei. Unter bestimmten Bedingungen können sie Handlungsfähigkeit – zumindest vorübergehend – auch einschränken oder gar blockieren: insbesondere wenn (wissenschaftlich orientierte) Denk-Bewegungen und sonstige politische, soziale und kulturelle Praxen stark arbeitsteilig organisiert sind und weder die Effekte der Praxis noch die Effekte der Theoriebildung mehr in einem geteilten – oder doch in Austausch stehenden – politischen Kontext weiterbearbeitet werden.

Dabei war (und ist) Feminismus notwendigerweise immer auch eine Denk-Bewegung: Mit der politischen und moralischen Kritik an bestehenden Ungleichheitsverhältnissen, die Frauen bestimmte Lebensmöglichkeiten verwehren, ging ein Nachdenken über das Warum und Wieso einher. Aus der politischen und moralischen Skandalisierung des Leidens und der Unterdrückung entwickelten sich gesellschaftstheoretische Analysen. Feministinnen erforschten Bedingungen und Begründungen der Ungleichheit und maßen letztere an gesellschaftlichen Werten und Prinzipien wie Gleichheit, Demokratie, Selbstbestimmung. In der Tradition marxistischer Kritik wurden Zusammenhänge offen gelegt zwischen einer Ökonomie, die auf spezifischen Verhältnis-

sen der Arbeitsteilung beruht, und den Geschlechter-Macht-Beziehungen. Schließlich wurde immer mehr das Denken selbst zum Gegenstand der Untersuchung und der Kritik: Mit welchen Denkvorsetzungen, mit welchen Denkkonstruktionen konnten die „Wirklichkeiten von Frauen“ negiert und ausgeschlossen werden? Was machte die Arbeit, den Beitrag von Frauen zum gesellschaftlichen Leben unsichtbar? Und welche Konstruktionen, welche Bilder des Weiblichen und Männlichen hatten historisch dazu beigetragen, Frauen (und Männer) auf ihre gesellschaftlichen Plätze zu verweisen?

Frauen erforschten im Kontext der Frauenbewegung ihre eigenen Lebensbedingungen und Lebensgeschichten sowie die Geschichte/n der Frauengenerationen vor ihnen, um der historischen und sozialen Dimension weiblicher Existenz unter Bedingungen der Geschlechterhierarchie auf die Spur zu kommen. Sie suchten nach (gelebten oder lebbarer) Alternativen, nach Vor-Bildern in Vergangenheit und Gegenwart und entwarfen – literarisch, politisch und theoretisch – ein besseres Leben in der Zukunft.

Frauenbewegung hat also immer auch Frauenforschung beinhaltet. Feministisches Denken war auch feministisches Nachdenken und Forschen zu Geschlechterverhältnissen auf allen Ebenen: bezogen auf die Ebene des individuellen und kollektiven Handelns, auf die Ebene gesellschaftlicher Strukturen ebenso wie auf Prozesse der Strukturierung, bezogen auch auf die Ebene der Symbolischen Ordnung, des „symbolischen Vorrats“ einer Gesellschaft.

Feminismus als Denk-Bewegung hat sich wissenschaftlicher Instrumentarien und Möglichkeiten bedient – ob innerhalb oder außerhalb der Universitäten. Nicht zuletzt diesem Umstand ist es zu verdanken, dass Feminismus eine differenzierte Wissenschaftskritik entfaltet hat – die bislang zur Verfügung stehenden Denkmöglichkeiten und Forschungsinstrumentarien hatten sich eben nur sehr begrenzt als geeignet erwiesen, Geschlechter(macht)verhältnisse und weibliche Lebensrealitäten in den Blick zu bekommen. Eine neue, andere Wahrnehmung musste entwickelt werden. Bereits in den frühen Jahren feministischer Theoriebildung war daher vom notwendigen „anderen Blick“, von „Perspektivenwechsel“ die Rede.

Der „andere Blick“ war das besondere und innovative Potential feministischen Denkens, mit dem es schließlich auch auf Achtung und Anerkennung innerhalb der akademischen Institutionen hoffen (und rechnen) konnte. Anders als bspw. in den USA hatte sich feministisches Denken in der (alten) BRD zunächst weitgehend außerhalb der etablierten Produktionsstätten von Wissenschaft entwickelt. Autonome Frauengruppen, als mehr oder weniger autodidaktische Diskussions- und Bildungszusammenhänge, waren der Kontext, von dem feministische Theoriebildung und Forschung ausging bzw. in

dem sie sich ansiedelte und allmählich ausdifferenzierte, an Komplexität und analytischer Schärfe und Kraft gewann.<sup>6</sup>

Von Anfang an gab es allerdings auch einen Weg innerhalb der Universitäten: Studentinnen, vereinzelt auch lehrende Frauen trieben den Prozess sozusagen auf der ‚Innenseite‘ voran. Es bildeten sich Seminarkritik- oder Theoriegruppen in feministischer Perspektive, andere Inhalte und Fragestellungen wurden eingeklagt und ausprobiert, immer mehr feministisch orientierte Frauen qualifizierten sich auch formal im Rahmen der Universität und machten ihren Anspruch auf Teilhabe und Positionen geltend.

Der Weg in die Universität versprach den Zugang zu einem gesellschaftlichen Raum, der mit Status und Anerkennung versehen war. Dort die Stimme zu erheben, dort sichtbar zu werden, in dieser anderen Öffentlichkeit – davon erhofften sich Feministinnen nicht zuletzt die gesellschaftliche Anerkennung ihrer Anliegen. Beim Wechsel ins Feld der Universität mussten sich feministisch orientierte Forscherinnen allerdings auch mit einer Hierarchisierung von Wissensqualitäten und Erkenntnispraxen auseinandersetzen, die einen Teil ihrer politischen und persönlichen Erfahrungen entwertete.<sup>7</sup> Es ist vielleicht verwegen anzunehmen, dass der sogenannte „Paradigmenwechsel“ innerhalb der feministischen Theoriebildung – von manchen als Wechsel von „standpunktorientierten Epistemologien“ hin zu einem radikalen Konstruktivismus und zur Praxis der Dekonstruktion beschrieben – erkenntnispolitisch etwas mit dem Eintritt von Feministinnen ins Feld des Akademischen in seinen etablierten Gestalten zu tun haben könnte (vgl. zu dieser These List 1996). Ich möchte diese Denkmöglichkeit dennoch einbeziehen – im Kontext etwa einer möglichen zukünftigen Forschungsperspektive, mit der konkret, also historisch und empirisch untersucht werden müsste, welche spezifischen politischen, institutionellen, disziplinären und diskursiven Konstellationen von Frauen mitgeschaffen worden sind bzw. von ihnen genutzt werden konnten bzw. es ihnen ermöglicht haben, sich im Feld des Akademischen – gerade auch mit feministischen Erkenntnisinteressen – Anerkennung zu verschaffen.

---

6 Dass hier auch spezifische Probleme entstanden, soll nicht verschwiegen werden: so hatte das „wilde Denken“ außerhalb der Universität bspw. mit Problemen der Ungenauigkeit und der zu großen Themenbögen zu tun, im Forschungs- und Erkenntnisprozess wurde zum Teil auch Mythen- und Legendenbildung betrieben (Beispiel Hexenverfolgung) – zumindest letzteres trifft allerdings auch auf so manche ‚wissenschaftliche Praxis‘ innerhalb der Institutionen zu.

7 Maya Nadig und Mario Erdheim haben einmal beschrieben, wie „das Akademische“ lebendige Erfahrung zunichte machen kann. Sie gehen so weit, von der „Zerstörung wissenschaftlicher Erfahrung durch das akademische Milieu“ zu sprechen (vgl. Nadig/Erdheim 1984).

Sind die „unorthodoxen Denker/innen“ mit ihren dekonstruierenden Verfahren damit womöglich einer Dynamik der Domestizierung ausgesetzt, die ein neues Regelwerk entfaltet, das mit hegemonialem Machtanspruch auftritt? Einen interessanten und provozierenden Beitrag zu dieser Frage leistet Tove Soiland (2004), indem sie aktuelle Gender-Theorien im deutschsprachigen Raum, insbesondere auch die Queer Studies, mit Michel Foucaults Gouvernementalitätsanalyse kritisch gegenliest (vgl. hierzu allgemein Bröckling u.a. 2000). Ihrer Ansicht nach bleiben viele der aktuellen – von Judith Butler u.a. inspirierten – Beiträge einem Machtbegriff verhaftet, der einen wichtigen Schritt im Denken Foucaults noch außer Acht lässt: die These nämlich, dass heute – im Kontext von Postfordismus oder Neoliberalismus – eine neue Form von „Menschenregierungskünsten“ im Spiel ist, die geradezu einen Paradigmenwechsel in den Machttechnologien anzeigt (gemeint ist eine spezifische Verknüpfung von Fremdführung und Selbstführung im „Sicherheitsdispositiv“, vgl. etwa Foucault 1993). Einem Gedanken Foucaults zufolge besteht die Wirkung eines Dispositivs gerade darin, die Aufmerksamkeit – bspw. Sozialer Bewegungen – auf die Machttechnologien der vorausgehenden Epoche zu lenken. Tove Soiland wendet diesen Gedanken nun auf die aktuellen Geschlechtertheorien an: „Glauben wir nicht ... dass man zur Macht nein sagt, indem man zu *queer* ja sagt; man folgt damit vielmehr dem Lauf des neoliberalen Flexibilisierungsparadigmas. (...) ... es stellt sich mir darüber hinaus die Frage, ob *gender* nicht gerade mit seiner dezidierten Einforderung von Gestaltungsmöglichkeiten des eigenen Selbst nunmehr seinerseits *Bestandteil* des gegenwärtigen Geschlechterregimes geworden ist“ (Soiland 2004, S. 3).

Wie Soiland gehe ich davon aus, dass die „Dekonstruktion“ als erkenntnispolitische Strategie nicht einfach per se subversiv ist, sondern sich ebenso wie andere Strategien im Feld feministischer Denk-Bewegungen bestimmten historischen Konstellationen verdankt.<sup>8</sup> Auch die aktuellsten Geschlechter-Theorien müssen sich also mit der Frage konfrontieren lassen, inwiefern sie produktiver Bestandteil eines Machtfeldes sind, das geschlechterasymmetrische Effekte erzeugt.

Veränderungsprozesse im Sinne einer feministischen Perspektive erhalten ihre Komplexität dadurch, dass sie sich nicht nur auf die soziohistorische Situation, sondern gleichzeitig auch auf den Korpus des Wissens darüber bezie-

---

8 Mit Bezug auf Adkins (2004) stellt Soiland fest, dass „die Bedingungen, unter denen überhaupt Identität zum Gegenstand politischer Aushandlung, theoretischer Reflexion oder persönlicher Verfüg- und Einsetzbarkeit wird (...) ihrerseits als strukturelle verstanden werden [müssen], als sich historischen und sozioökonomischen Voraussetzungen verdankend, die offenbar geschlechtlich codiert sind“ (Soiland 2005, S. 13).

hen – von daher stellt sich hier immer auch die Frage nach der Möglichkeit einer emanzipatorischen Theoriepolitik (vgl. Ernst 1999): „Die Person dieser epistemischen Subjektposition hat keinen allumfassenden Blick, dafür eine soziokulturelle Geschichte, die sie zur Konstruktion ihrer Fragestellung führt, und ein Erkenntnisinteresse, das die Emanzipation aus gegebenen Positionierungen in Geschlechterhierarchien anstrebt“ (Ernst 1999, S. 20).

In ihrer wissenschaftsphilosophischen Studie formuliert Waltraud Ernst einen Begriff von Veränderung, „der sowohl auf der wissenschaftlichen Ebene als auch in der Dimension sozialer Wirklichkeit von historisch groß angelegten Umwälzungen absieht und statt dessen epistemische und soziale Veränderungen als stete, kontinuierliche Auseinandersetzungsprozesse versteht, die sich gegenseitig bedingen und produzieren“ (Ernst 1999, S. 11). Mir erscheint es für feministisches Denken und feministische Praxis bspw. ebenso wichtig, klassische Subjekt-Konzeptionen radikal zu hinterfragen, wie unabhängig, auch für Frauen den Status eines Subjektes zu fordern und zu ermöglichen: eines Subjektes der Erkenntnis, der Politik und – nicht zuletzt – der eigenen Lebensgestaltung. Gemeint ist hier allerdings ein prozessuales, relationales, konstituiertes und radikal situiertes Subjekt, das sich immer wieder als solches hervorbringt bzw. erst hervorbringen muss (vgl. z.B. Kahlert 1996).

## **Schwierige Tradierungen: GenerationenMachtBeziehungen zwischen Frauen im Wissenschaftsbetrieb**

Frauen treten sich als „Angehörige verschiedener Generationen“ im Rahmen der Hochschule auf durchaus unterschiedliche Weise gegenüber: in den verschiedenen Rollen als Lehrende und Studierende zum einen, als Wissenschaftlerinnen auf (zumindest formal) verschiedenen Qualifikationsniveaus zum anderen, und als Kolleginnen derselben Statusgruppe mit unterschiedlichen ‚generationstypischen‘ Erfahrungshintergründen zum dritten.

Jedes der – hier lediglich idealtypisch gekennzeichneten – Generationenverhältnisse ließe sich daraufhin untersuchen, wie die Erfahrung einer Generationendifferenz überhaupt zustande kommt und auf welcher Ebene diese Differenz zum Ausdruck gebracht – oder auch verkannt wird.

An einem fiktiven Szenario (mit realem Hintergrund) kann gezeigt werden, wie sich Generationenverhältnisse in problematischer Weise überkreuzen können, und damit nicht nur die Möglichkeit von Förderbeziehungen unter Frauen erschweren, sondern auch den Austausch von Erfahrungen mit unterschiedlichen erkenntnispolitischen Strategien:

Eine Gruppe von feministisch orientierten Hochschullehrerinnen verschiedener Fachrichtungen institutionalisiert einen interdisziplinären Forschungszusammenhang, in dessen Rahmen auch Nachwuchswissenschaftlerinnen (auf dem Weg zur Promotion oder Habilitation) integriert und gefördert werden sollen. Die Praxis des „Du“ erscheint geradezu selbstverständlich, sowohl unter den Professorinnen selbst wie auch zwischen Professorinnen und dem weiblichen wissenschaftlichen Nachwuchs.<sup>9</sup> Problematisch kann diese Praxis des „Du“ bspw. dann werden, wenn damit die Status- und Machtgefälle sowie die in den strukturellen Beziehungen durchaus unterschiedlichen Verantwortlichkeiten verwischt oder gar überdeckt werden.

Ich möchte hier die These formulieren (und reflektiere damit in gewisser Weise auch eine eigene Erfahrung), dass es für feministisch orientierte Hochschullehrerinnen nicht gerade einfach ist, ihre Position im Generationen-(macht)gefüge – und damit auch im Gefüge möglicher Förderbeziehungen – wirklich einzunehmen. Das hat sicherlich vielschichtige Gründe. Drei seien genannt: Erstens ist die Wirkung der nach wie vor als männerbündisch zu bezeichnenden Dynamiken und Praxen im deutschen Hochschulwesen nicht zu unterschätzen – ob Frauen im Kontext der Hochschule das nun wollen oder nicht, sie finden sich vor diesem Hintergrund, sozusagen ‚homogenisiert‘, immer wieder in der Geschlechtsgruppe der „Frauen“ wieder. In dieser Perspektive erscheint selbst die etablierte Professorin gelegentlich als diskriminiert, marginalisiert und stigmatisiert. Zweitens trägt die – für viele der Älteren biographisch noch bedeutsame – spezifische Erfahrung mit kollektiver Praxis im Zusammenhang der Neuen Frauenbewegung dazu bei, dass Differenzen und Kontroversen sowie Machtgefälle unter Frauen nicht unbedingt offen, womöglich konfrontativ thematisiert, geschweige denn produktiv ausgetragen oder gar kultiviert werden (können).<sup>10</sup> Drittens erschwert auch die Geschichte radikaler feministischer Kritik an Institutionen im Allgemeinen und am Wissenschaftssystem im Besonderen für manche die Anerkennung der eigenen Teilhabe an den entsprechenden, strukturell mit Macht ausgestatteten Positionen. (Hier wäre die Frage nach gesellschaftstheoretischen und machtanalytischen Konzepten zu stellen, die es ermöglichen, die eigenen Bewegungen

---

9 Dieses Detail wird bewusst angeführt: Das „Du“ steht hier zum einen für die Geschichte der Bemühungen um eine Hochschulreform, die Geschichte der versuchten Demokratisierung und Enthierarchisierung der Universität. Zum anderen verweist es auf eine „generationentypische“ Erfahrung von Kollektivität – im Kontext der antiautoritären Studentenbewegung bzw. der Frauenbewegung.

10 Den Hintergrund hierfür bildet ein historisch spezifisches Verständnis von „Solidarität auf der Basis von gleicher Betroffenheit“, das trotz inzwischen vielfach vorgenommener selbstkritischer Analysen noch wirksam sein kann.

als Akteurinnen im „strukturierten Feld der Universität“ auf angemessene Weise zu fassen.)

Für die am fiktiven Szenario beteiligten „jüngeren“ Frauen, die sich in der strukturellen Position der Nachwuchswissenschaftlerin befinden, stellt sich die Situation anders dar. Sie fühlen sich unter Umständen in ihrer Erwartung und Hoffnung getäuscht, von den „älteren“ – scheinbar ja etablierten – Frauen auf klare und eindeutige Weise gefördert zu werden. Sie verkennen dabei den nach wie vor prekären Status ‚ihrer‘ Professorinnen im System Universität. Was erschwert nun eine angemessene Wahrnehmung der gesamten Situation aus ihrer Sicht? Ich nenne wiederum beispielhaft einige Aspekte: Für viele jüngere Wissenschaftlerinnen scheint es inzwischen selbstverständlicher zu sein, sich für eine akademische Laufbahn zu interessieren. Viele Hindernisse scheinen aus dem Weg geräumt, „weibliche Intellektualität“ hat den ‚Geruch des Abnormen‘ verloren. Der eigene Lebensentwurf scheint ‚freier‘ gewählt, mehr dem ‚individuellen Management‘ überlassen. Dabei hat sich die gesellschaftliche und familiäre Arbeitsteilung zwischen Frauen und Männern statistisch gesehen kaum verändert. Aber es sind neue ‚Leitbilder‘ entstanden: von Frauen, die beruflich wie privat (sehr) erfolgreich sein können. (Die Erfahrung der Überlastung, die aus der Orientierung an solchen Leitbildern erwachsen kann, ist unter Umständen noch nicht gemacht.) Die ‚alte‘, entwertete Frauenrolle scheint also von neuen Lebensmöglichkeiten abgelöst – und lebt doch weiter fort. Der damit angesprochene latente Geschlechterkonflikt ist gesellschaftlich jedoch nicht mehr so leicht thematisierbar (vgl. bspw. Bitzan 1996).

Aus der Perspektive der Jüngeren ‚überkommene Feminismen‘ werden so eher abgewehrt. Es hat sich ja tatsächlich einiges verändert; wie umkämpft und um welchen Preis diese Veränderungen zustande gekommen sind, entzieht sich allerdings immer wieder der Wahrnehmung und – fast systematisch – dem ‚kollektiven Gedächtnis‘. Veränderungsprozesse werden manchmal außerdem vereindeutigt zu einer ‚Fortschritts- (oder Rückschritts-!)geschichte‘ (zum Beispiel im Bereich des Theoretischen), die damit verbundenen Brüche und Widersprüche, die gegenläufigen Dynamiken geraten aus dem Blick und können daher auch nicht analytisch bearbeitet werden. Ein möglicher Effekt: Jüngere Frauen sehen den Geschlechterkonflikt konkret nicht unbedingt mehr als ihr Problem an, selbst wenn sie ihn theoretisch noch bearbeiten. Denkbar ist, dass hier auch der Wunsch und das Interesse eine Rolle spielen, eigene – avantgardistische – Aufbrüche zu gestalten. (Die Attraktion der „queer studies“ kann nicht zuletzt auch vor einem solchen Hintergrund gesehen werden.)

Wenn hier von „jüngeren“ und „älteren“ Frauen die Rede ist, so unterliegt diese Rede selbst einer Dynamik, die hier eigentlich problematisiert werden soll: Die Rede von „Generationen“ bringt ja ebenfalls eine Vereindeutigung, eine Homogenisierung von Situationen und Erfahrungen mit sich: die Relativierung oder (Verdeckung) der Differenzen innerhalb „einer Generation“, um andere Differenzen (zwischen „den Generationen“) beschreiben und thematisieren zu können. Aus diesem Dilemma kann eine nicht so ohne weiteres aussteigen, zumindest aber versuchen, es bewusst zu halten.

Im oben angedeuteten fiktiven Szenario des feministischen Forschungszusammenhangs spielen, um es noch einmal zusammenzufassen, unter Umständen also mehrere widersprüchliche Generationenverhältnisse eine Rolle: Die beteiligten Hochschullehrerinnen haben – selbst als Feministinnen – Anteil an der Macht der Institution (strukturelle und symbolische Macht). Diese Macht setzen sie ein, um eine neue Infrastruktur und potentielle Förderbeziehungen zu ermöglichen und auszugestalten. Die – Frauen implizit oder explizit nach wie vor marginalisierende – Dynamik der Institution errichtet den Machtmöglichkeiten der Professorinnen allerdings immer wieder spezifische Grenzen. Zugespitzt: Als Inhaberinnen ihrer Status-Position haben die Professorinnen Macht, als Angehörige der Geschlechtsgruppe „Frauen“ können sie sich situativ immer noch/immer wieder als „ohnmächtig“ erleben. Die Nachwuchswissenschaftlerinnen wiederum sind als Inhaberinnen ihrer Status-Position von den Professorinnen und den Verfahren der Institution abhängig, also relativ „machtlos“, als Angehörige der Geschlechtsgruppe „Frauen“ erleben sie sich in der Regel nicht (mehr) als „ohnmächtig“, sondern eher als entscheidungsmächtige Individuen mit Verfügungsmacht über ihren eigenen Lebensentwurf.

Würden beide Gruppen ihre „Generationen-“(Status-)positionen im institutionellen Machtgefüge anerkennen und zu einem bedeutsamen Bezugspunkt ihres Handelns machen, so hieße das – immer idealtypisch gesprochen – für die „Älteren“ bspw., dass sie ihr früheres Selbstverständnis als „Rebellinnen des Aufbruchs“ (das manche in der eigenen Lebensführung vielleicht noch kultivieren) verändern und sich selber auch als „etablierte Autorität“ wahrnehmen müssen; für die „Jüngeren“, dass sie die „Älteren“ in ihrer Autorität, ihrem Wissen, ihrer Kompetenz, und auch mit ihren (gesellschaftlichen) Erfahrungen wahrnehmen und anerkennen müssen.

In einem solchermaßen neu sich gestaltenden Generationen-Machtgefüge zwischen feministisch orientierten Frauen im Wissenschaftsbetrieb wären veränderte Tradierungsverhältnisse vorstellbar, die es meines Erachtens ermöglichen würden, frühere Denk-Bewegungen und -vorschläge nicht einfach – etwa einer Fortschrittslogik folgend – zu verwerfen, sondern sie kritisch zu

kontextualisieren und in ihrer erkenntnispolitischen Bedeutung zu würdigen sowie die damit verbundenen gesellschaftlichen Erfahrungen aufzugreifen und weiterzubearbeiten.

## **Ist die Abweichungsenergie erschöpft? Frauen- und Geschlechterforschung als „Gedächtnisspeicher in transformativer Absicht“**

Die eingangs erzählte Geschichte verweist auf ein ‚ganz banales‘ Problem: Neue ‚Normalitäten‘, die meist mühsam errungenen neuen ‚Selbstverständlichkeiten‘ erzeugen oft den Effekt, dass die – zumindest in der Vergangenheit – zugrunde liegenden (sozialen) Konflikte kaum noch thematisierbar sind. Mit den Erfolgen der frauenbewegten, frauenpolitischen Praxis (bspw. dem erkämpften Zugang zum Hochschulstudium) verschwindet tendenziell ein gesellschaftlich geteiltes, kollektiv verfügbares Problembewusstsein in Bezug auf nach wie vor existierende strukturelle Ungleichheit.

Doch wie ließe sich die dem zugrunde liegende ‚Erfolgsgeschichte‘ überhaupt resümieren? Vielleicht so: Frauenbewegung und Feminismus haben neue Fragen gestellt und neue Zweifel angemeldet, haben neue Visionen in die Welt gesetzt und auch neue Setzungen vorgenommen, haben Wahrnehmungen und Erfahrungen von Frauen mit Bedeutung versehen – nicht zuletzt im Medium der Frauen- und Geschlechterforschung, die damit in ihrer gesellschaftspolitischen Bedeutung erkennbar wird.

Feministische Impulse und Initiativen waren und sind, gerade auch in der Pädagogik, innovativ wirksam, brachten und bringen Themen und Anliegen ins gesellschaftliche Spiel, entwickel(te)n eine neue Praxis und bilde(te)n dabei auch neue Strukturen aus. Mit der Kraft der Bewegung wurden alte Strukturen aufgebrochen, verändert, umgewandelt. Es entstand dabei auch eine gemeinsame gesellschaftliche Arbeit, deren soziale und kulturelle Dimension nicht zu unterschätzen ist: Beziehungsnetze sind entstanden und können auch heute noch politisch wie persönlich genutzt werden. Neue Lebensweisen sind erprobt worden, auf diese kollektiv geteilte Erfahrung können sich Frauen auch heute noch beziehen, sie evtl. in kritischer gemeinsamer Auseinandersetzung auswerten und weiterentwickeln.

Geschlechter-Bilder sind in Bewegung gebracht worden – auf allen Ebenen und im ganzen Spektrum der kulturellen Ausdrucksformen. Eine Verflüssigung der Geschlechtergrenzen hat stattgefunden, neue Lebensmöglichkeiten

sind tatsächlich entstanden. Und doch bleibt dabei immer wieder von neuem und genau zu bestimmen: Was verschwindet aus der Wahrnehmung und gesellschaftspolitischen Thematisierbarkeit? An diese Frage erinnert nicht zuletzt der im ersten Abschnitt zitierte Beitrag von Tove Soiland.

Die amerikanische Theoretikerin Judith Lorber (1999) spricht von der Erosion und der gleichzeitig doch ungebrochenen Wirksamkeit von Geschlechterverhältnissen. Die „automatische Geschlechtererkennung (und Geschlechts-Performanz) im Alltag“ (doing gender), wie sie insbesondere mit der Perspektive des Sozialen Konstruktivismus von Forscher(innen) sehr detailliert untersucht werden, stehen neben Versuchen des undoing gender – der Bagatellisierung, De-Thematisierung oder auch der Entdramatisierung von „Geschlecht“.

Im heute scheinbar so unbeschwerten Spiel mit den Geschlechter-Bildern findet doch immer wieder auch deren Beschwörung und Reproduktion statt. Momente der Subversion in befreiender Absicht, der spielerischen Aneignung in Freiheit sind davon oft kaum zu unterscheiden. Es bleibt das Problem der Gerechtigkeit angesichts der Realität sozialer Ungleichheit: der Kampf um Zugang, Ressourcen, Wahlmöglichkeiten und Unterstützung; das Problem der Integrität angesichts der Realität von Gewalt: der Kampf um Anerkennung der eigenen Menschenwürde, um Selbstwert, um Bindung und Liebe in Freiheit; das Problem der Demokratie angesichts der Realität von Dominanz und Herrschaft: der Kampf um Teilhabe, um die eigene Stimme, um Gewicht und Bedeutung im gesellschaftlichen Ganzen.

Mit der kritischen Dekonstruktion klassischer Konzepte von Subjekt und Autonomie sind viele Selbstverständlichkeiten herkömmlicher Politik infrage zu stellen. Das Bemühen um lebbares Leben, um Geschlechterdemokratie, um eine neue Kultur der Geschlechter, braucht trotz alledem Handlungsorientierungen und konkrete Ansatzpunkte für eine konkret auszugestaltende Praxis. Geschlecht kann daher nicht nur als diskursives Konstrukt aufgefasst, sondern muss immer auch als sich sehr konkret darstellender Erfahrungszusammenhang gesehen werden. Die Rede von doing gender verweist letztlich auf beide Dimensionen – auf gesellschaftlich-kulturelle Zuschreibungsprozesse, auf individuelle wie kollektive Identitätsbildungsprozesse, wie auch auf Alltagserfahrung und Handlungspraxis. Vor diesem Hintergrund kann „Geschlecht“ als politische Kategorie gefasst werden, mit der Problemlagen thematisiert und auf die bezogen auch konkrete Konzepte entwickelt werden können.

Im Laufe der bisherigen Darlegung wurde deutlich: Frauen- und Geschlechterforschung konnte und kann nicht einfach als Kontrapunkt gegen das etablierte System der Wissenschaft entworfen werden; vielmehr ist viel allgemei-

ner nach ihren Machtwirkungen zu fragen – und wie diese Machtwirkungen kritisch reflektiert und gestaltet werden können. Ich möchte abschließend einen Denkvorschlag ins Spiel bringen, der dabei – auch und gerade im Kontext eines feministischen Selbstverständnisses – vielleicht zur Orientierung dienen kann. Er bezieht sich auf die – inzwischen mehrfach angeklungene – grundlegende Frage, wie Frauen- und Geschlechterforschung – auch in ihrer Veränderung, Differenzierung und Komplexität – wahrgenommen und kritisch gewürdigt werden kann, wie die damit verbundenen „gesellschaftlichen Erfahrungen“ in all ihrer Brüchigkeit und Ambivalenz rekonstruiert, (selbst)kritisch reflektiert und gesellschaftlich sinnvoll weiterbearbeitet werden können. Hierzu braucht es meines Erachtens ein „Gedächtnis der Konflikte“ sowie ein „Denken des Transformativen“, das sich auch mit einem „Denken der Menschen in Kräftefeldern“ verbindet. Der Denkvorschlag zielt darauf, Frauen- und Geschlechterforschung als „Gedächtnisort“ oder Gedächtnisspeicher zu fassen.

Mit einem „Denken der Menschen in Kräftefeldern“ können bspw. auch diejenigen ‚Praxen der Kritik‘ ins Feld der Wahrnehmung gelangen, die nicht unbedingt den herkömmlichen Bildern von Opposition entsprechen: Praxen, die sozusagen direkt gegen das vorgehen, was einer nicht passt, was eine überhaupt erst ‚regierbar‘ macht (die Zuschreibung von subjektiven Eigenschaften, die naturalisierende Festlegung, das Einordnen und im Raum Verteilen, das Hierarchisieren). Ein solches Denken muss sich nicht auf ‚Identitäten‘ und ‚Zugehörigkeiten‘ berufen, sondern kann die widerspenstigen Kräfte in den Individuen, Gruppen und ‚Szenen‘ selbst aufsuchen, die in Selbstverständnissen, Positionen und anderen Definitionen nicht eindeutig aufgehen (vgl. hierzu insgesamt Wenta 1997; Maurer 2001).

In der Frauen- und Geschlechterforschung geht es letztlich um ganz konkrete Praktiken, um die auch selbstreflexive Erforschung, Analyse (und Gestaltung) alltäglicher Machtmechanismen, um damit für das ‚Einhaken von Herrschaftsformen‘ zu sensibilisieren, jene vielleicht sogar zu verändern. Es entsteht die gestalterische Frage, wie Machttechniken und -strukturen anders geformt werden können. Für die AkteurInnen der Frauen- und Geschlechterforschung könnte das heißen, am jeweiligen Ort, an dem eine/r Einfluss hat, mit den verschiedensten Techniken gegen die Mikromechanismen der Macht anzugehen – mit Strategien der Beweglichkeit, der Vielfältigkeit, und von wechselnden Positionen aus.

Der Historiker Philipp Sarasin (2003) schlägt vor, ein „Subjekt der agency“ zu denken, um „jenseits der Fallen der Bewusstseinsphilosophie“ fragen zu können, „wie Subjekte sich in den Widersprüchen der symbolischen Ordnung als eigenständige, eigensinnige Produkte dieser Ordnung einnisten“ und

verweist dabei auch auf die hier an anderer Stelle bereits erwähnte Gouvernementalitäts-Debatte im Anschluss an Michel Foucault, die sich ebenfalls auf der Spur der Möglichkeiten bewegt, „die taktischen Dispositive der Macht umzukehren und in Instrumente des Widerstandes zu verwandeln“ (Sarasin 2003, S. 55).

Die theoretischen Überlegungen von Sarasin werden hier nicht zuletzt deshalb angeführt, weil er sich in seinen Texten – als Geschichtstheoretiker resp. als geschichtstheoretisch Reflektierender – mit einem Spannungsfeld auseinandersetzt, das auch für die hier vorgestellten Überlegungen von zentraler Bedeutung ist: dem Spannungsfeld von Diskurs, Politik und Erfahrung. In diesem Spannungsfeld erscheint ein sozial situiertes, kon-textuiertes „Wissen“ (im Sinne von „Erfahrung“ und „Erkenntnis“) angebracht, das seiner Gespaltenheit, seiner Vieldeutigkeit und Instabilität immer wieder gewahr wird.

„Das neue Bewusstsein, das sich in der Bewegung ausdrückt und vermittelt, setzt sich zusammen aus tausend Facetten, in denen sich die Erfahrungen der beteiligten Frauen spiegeln. Auf eine Bewegung, die sich durch Praxis, Diskussionen und erste Verallgemeinerungsversuche entfaltet, passt kein geschlossenes Theoriekonzept; es würde den Reichtum der Ansätze in vorgestanzte Begriffe einschließen, dem Widerstand den Atem nehmen.“ So schrieb Michaela Wunderle in ihrem Buch „Politik der Subjektivität“ Ende der 1970er Jahre. Vielleicht gilt diese Beschreibung ja auch für die Frauen- und Geschlechterforschung heute?

Meines Erachtens kann ein Bewusstsein von der Geschichte feministischer Denk-Bewegungen (die zur Ausbildung des Feldes „Frauen- und Geschlechterforschung“ ja erst geführt haben) ein Bewusstsein für so etwas wie eine „Geschichte der Problematisierungen“ im Sinne Michel Foucaults ermöglichen. Mit dem Wissen über „die Kämpfe der Vergangenheit“ entsteht eine andere Wahrnehmung der Konflikte der Gegenwart – die eigenen Erfahrungen können, mit zeitlicher Tiefe versehen, auf einer anderen Ebene reflektiert werden.

Die Arbeit gälte also der Kultivierung eines „gesellschaftlichen Gedächtnisses“ – auch im Hinblick auf die Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft. Gemeint ist ein Gedächtnis der damit historisch verbundenen Auseinandersetzungen (um Bedeutung, um Ressourcen, um Zugang und Zugehörigkeit). Um das zu erreichen, braucht es eine differenzierte und kritische Bilanz dessen, was tatsächlich erreicht worden ist – und um welchen Preis. Die Erfahrungen damit sind „gespeichert“ – z.B. in einem Netzwerk, in einer „Organisation“ oder „Struktur“ wie der Sektion „Frauen- und Geschlechterforschung in der DGfE“, die in ihrer langjährigen Geschichte institutionell nun weit über die ersten überschaubaren Anfänge als „AG“ hinaus

„etabliert“ ist. Gespeichert in der hier praktizierten und – auch in der Kontroverse! – kultivierten Art der Problemwahrnehmung und -deutung, gespeichert in Verfahren und – mehr oder weniger – geteilten (theoretischen) Verständigungshorizonten, im – wenn auch unterschiedlich benutzten – theoretischen wie methodologischen Instrumentarium. Wird diese Funktion der Frauen- und Geschlechterforschung als „Gedächtnisort“, als „Erfahrungsspeicher“ ernst genommen, dann lässt sich – so die damit verbundene Hoffnung – Entwicklungen entgegenwirken, die drohen das kritische Potential der eigenen Arbeit zu neutralisieren.

## Literatur

- Adkins, Lisa/Lury, Celia (1999): The labour of identity: performing identities, performing economies. In: *Economy and Society*, no. 4 (vol. 28)
- Adkins, Lisa (2004): Gender and the post-structural social. In: Barbara L. Marshall/Anne Witz (Ed.): *Engendering the social. Feminist encounters with sociological theory*. Mc Graw Hill, Open University Press
- Bauer, Silvia (1999): „Beyond“ the Gender Principle. Post-Gender Theories and Contemporary Culture. In: Kati Röttger/Heike Paul (Hg.): *Differenzen in der Geschlechterdifferenz – Differences within Gender Studies. Aktuelle Perspektiven der Geschlechterforschung*, Berlin
- Bitzan, Maria (1996): Geschlechterhierarchie als kollektiver Realitätsverlust – zum Verhältnis von Alltagstheorie und Feminismus, in: Klaus Grunwald et al. (Hg.): *Alltag, Nichtalltägliches und die Lebenswelt. Beiträge zur lebensweltorientierten Sozialpädagogik*, München
- Bitzan, Maria/Funk, Heide/Stauber, Barbara (1998): *Den Wechsel im Blick. Methodologische Ansichten feministischer Sozialforschung*. Hrsg. vom Tübinger Institut für frauenpolitische Sozialforschung e.V., Pfaffenweiler
- Bröckling, Ulrich et al. (Hg.) (2000): *Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen*, Frankfurt a.M.
- Bürrmann, Andrea (1995): *Das authentische Geschlecht. Die Sexualitätsdebatte der Neuen Frauenbewegung und die Foucaultsche Machtanalyse*, Münster
- Bürrmann, Andrea (1998): Die Normalisierung der Geschlechter in Geschlechterdispositiven, in: Hannelore Bublitz (Hg.): *Das Geschlecht der Moderne. Genealogie und Archäologie der Geschlechterdifferenz*, Frankfurt a.M.
- Ernst, Waltraud (1999): *Diskurspiratinnen*, Wien
- Friebertshäuser, Barbara (1997): Geschlechtertrennung als Innovation. Etappen geschlechtsbezogener Jugendarbeit im 20. Jahrhundert. In: Barbara Friebertshäuser et al. (Hg.): *Sozialpädagogik im Blick der Frauenforschung*, Weinheim

- Foucault, Michel (1993): About the Beginning of the Hermeneutics of the Self. Two Lectures at Dartmouth. In: Political Theory, no. 2 (vol. 21), London/New Delhi
- Foucault, Michel (1996): Der Mensch ist ein Erfahrungstier. Gespräch mit Ducio Trombadori, Frankfurt a.M.
- Foucault, Michel (1999): In Verteidigung der Gesellschaft. Vorlesungen am Collège der France (1975-76), Frankfurt a.M.
- Geissler, Birgit / Oechsle, Mechthild (1996): Lebensplanung junger Frauen. Zur widersprüchlichen Modernisierung weiblicher Lebensläufe, Weinheim
- Goffman, Erving (1994): Interaktion und Geschlecht, Frankfurt a.M.
- Hagemann-White, Carol (1998): Identität – Beruf – Geschlecht. In: Mechthild Oechsle/Birgit Geissler (Hg.): Die ungleiche Gleichheit. Junge Frauen und der Wandel im Geschlechterverhältnis, Opladen
- Hassauer, Friederike (1994): Homo. Academica. Geschlechterkontrakte, Institution und die Verteilung des Wissens, Wien (Passagen Heft 10)
- Kahlert, Heike (1996): Weibliche Subjektivität, Frankfurt a.M.
- Kehlenbeck, Corinna (2001): „... und was heißt das für die Praxis?“ Historische Entwicklungslinien der Frauen- und Geschlechterforschung im Spannungsverhältnis zwischen Theorie und Praxis – aufgezeigt an der sozialpädagogischen Diskussion über eine *geschlechterdifferenzierende Jugendhilfe*. In: Bettina Fritzsche et al. (Hg.): Dekonstruktive Pädagogik. Erziehungswissenschaftliche Debatten unter poststrukturalistischen Perspektiven, Opladen
- Kurz-Adam, Maria (1994): Spaziergang durch den Feminismus? Versuch einer Standortbestimmung der Frauenforschung zwischen modernen Weltbildern und postmoderner Vielfalt. In: Gerlinde Seidenspinner (Hg.): Frau sein in Deutschland. Aktuelle Themen, Perspektiven und Ziele feministischer Sozialforschung, Weinheim
- List, Elisabeth (1996): Politik, Geschlecht und Lebensform. Perspektiven feministischer Theorie und Praxis. In: Ita Maria Grosz-Ganzoni (Hg.): Widerspenstige Wechselwirkungen. Feministische Perspektiven in Psychoanalyse, Philosophie, Literaturwissenschaft und Gesellschaftskritik, Tübingen
- Lorber, Judith (1999): Gender-Paradoxien, Opladen
- Maurer, Susanne (1996): Zwischen Zuschreibung und Selbstgestaltung. Feministische Identitätspolitiken im Kräftefeld von Kritik, Norm und Utopie, Tübingen
- Maurer, Susanne (2001): Das Soziale und die Differenz. Zur (De-)Thematisierung von Differenz in der Sozialpädagogik. In: Helma Lutz/Norbert Wenning (Hg.): Unterschiedlich verschieden. Differenz in der Erziehungswissenschaft, Opladen
- Maurer, Susanne (2004): Zum Verhältnis von Frauenbewegungen und Sozialer Arbeit um 1900. Versuch einer historisch-systematischen (Re-)Kontextualisierung nebst Überlegungen zu einer reflexiven Historiographie in der Sozialpädagogik (Habilitationsschrift), Hildesheim
- Metz-Göckel, Sigrid (1993): „Permanenter Vorgriff auf die Gleichheit“. Frauenforschung in Westdeutschland. In: Gisela Helwig/Hildegard Maria Nickel (Hg.): Frauen in Deutschland 1945-1992, Berlin

- Metz-Göckel, Sigrid (1998): Mikropolitik in den Geschlechterbeziehungen: Selbstvertrauen, Anerkennung und Entwertung. In: Mechthild Oechsle/Birgit Geissler (Hg.): Die ungleiche Gleichheit. Junge Frauen und der Wandel im Geschlechterverhältnis, Opladen
- Modelmog, Ilse/Gräbel, Ulrike (Hg.) (1994): Konkurrenz & Kooperation. Frauen im Zwiespalt? (Beiträge zur Jahrestagung der Sektion Frauenforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie), Hamburg
- Muraro, Luisa (1993): Die symbolische Ordnung der Mutter, Frankfurt am Main/New York
- Nadig, Maya/Erdheim, Mario (1984): Die Zerstörung der wissenschaftlichen Erfahrung durch das akademische Milieu. Ethnopsychanalytische Überlegungen zur Aggressivität in der Wissenschaft. In: Psychosozial, 7. Jahrgang, Heft 12
- Pühl, Katharina/Schulz, Susanne (2001): Gouvernamentalität und Geschlecht – Über das Paradox der Festschreibung und Flexibilisierung der Geschlechterverhältnisse, Königsstein/Ts.
- Rauschenbach, Brigitte (1995): Erkenntnispolitik als Feminismus. Denkformen und Politikformen im feministischen Bildungsprozess der Erfahrung, in: Die Philosophin, Heft 11/1995
- Sarasin, Philipp (2003): Geschichtswissenschaft und Diskursanalyse, Frankfurt a.M.
- Schmidt, Andrea (2001): Poststrukturalistische Perspektiven. Ein Beitrag zur Reflexion sozialpädagogischer Handlungspraxen. In: Bettina Fritzsche et al. (Hg.): Dekonstruktive Pädagogik. Erziehungswissenschaftliche Debatten unter poststrukturalistischen Perspektiven, Opladen
- Schulze, Kristina (2002): Der lange Atem der Provokation. Die Frauenbewegung in der Bundesrepublik und in Frankreich 1968-1976, Frankfurt a.M.
- Soiland, Tove (2004): Kritische Anmerkungen zum Machtbegriff in der Gender-Theorie auf dem Hintergrund von Michel Foucaults Gouvernamentalitätsanalyse (noch unveröffentlichtes Manuskript, erscheint im nächsten Heft der Zeitschrift Widersprüche, 2005)
- Wenta, Anke (1997): Individualität serienmäßig. Zur Produktivität der Kategorie Macht für die Praxis der Sozialpädagogik am Beispiel des Rassismus, unveröffentlichte Diplomarbeit, Tübingen